

von an sich allen Zeiten und Menschen verständlichen Symbolen ist doch weithin die Folge hieratischer Erstarrung. Dieser Gefahr aber wird man Vorschub leisten, wenn man das Kultmysterium aus dem Bereich des lebendigen Menschen in einen allzu abgesonderten Raum isolieren will.

Damit soll keineswegs einer wahllosen Veröffentlichung unseres Kult-„Geheimnisses“ das Wort geredet werden. Aber da die bisher veröffentlichten Stellungnahmen allzu deutlich vom Gefühl und Empfinden bestimmt sind, dürfte es wichtig sein, die Gründe gegen die ferngesehene Messe durch die Betrachtung auch der etwa für sie sprechenden Gründe abzuwägen und eine andere Beurteilung zum mindesten in den Bereich des Möglichen zu ziehen. Die Sakramente sind zwar von Christus eingesetzt und in ihrem Grundbestand unveränderlich. Aber Christus ließ für die nähere Bestimmung ihrer Symbolgestalt und des feiernden Vollzugs seiner Kirche einen großen Bereich offen. Sie soll, wie das Konzil von Trient sagt, „in der Spendung der Sakramente unter Beibehaltung ihres Wesens Bestimmungen und Abänderungen treffen, die, *entsprechend dem Wechsel von Verhältnissen, Zeit und Ort*, das Seelenheil der Empfänger oder die Ehrfurcht vor dem Sakrament fördern“.<sup>18</sup> Was Christus und seine Kirche so in den „Wechsel von Verhältnissen, Zeit und Ort“ hineinstellten, dürfen wir nicht hieratisch isolieren.

Gewiß gibt das keine kategorische Antwort auf die Frage nach der Messe im Fernsehen; aber es verbietet sicher eine vorschnelle Ablehnung, zumal nicht nur Bischöfe, sondern auch der Papst schon ihr billigendes Wort gesprochen haben.

## Warum wir einander so wenig verstehen

Von MAX PRIBILLA S. J.

Unter diesem Titel erschien 1950 im Pilger-Verlag Speyer ein schlichtes, aber lehrreiches Büchlein zur Psychologie des zwischenmenschlichen Verstehens. Es stammt von dem Ende 1950 verstorbenen Professor der Psychologie und Pädagogik an der Phil.-theologischen Hochschule Freising, Johann Westermayr. Der Verfasser geht davon aus, wie wir heute auf Schritt und Tritt die schärfsten Gegensätze zwischen den Menschen feststellen müssen und es häufig selbst unter nächsten Angehörigen ein völliges Nichtverstehen gibt, das die Nähe, statt zu einer Hilfe, zu einer beständigen Qual macht. Er weist nun darauf hin, wie viel die eifrigen Bemühungen der wissenschaftlichen Seelenlehre und der praktischen Seelenheilkunde dazu beitragen, zwischen den Menschen die Klüfte zu überbrücken und einträchtige innere Verbindungen herzustellen. Aber er betont mit Recht, daß darüber hinaus die christliche Liebe der beste Weg zum gegenseitigen Ver-

<sup>18</sup> Denz n. 931; N.-R. n. 426.

stehen ist. Denn, wie Thomas von Aquin (S. th. 1, q. 20, a. 1 ad 3) gesagt hat, ist die Liebe die Kraft des Zusammenwachsens, weil sie den anderen mit dem Liebenden vereint.

Was von dem Verhältnis der einzelnen Menschen im privaten Leben gilt, läßt sich entsprechend auf das öffentliche Leben übertragen, wo wir — oft mit Entsetzen — Zeugen eines unaufhörlichen Haders sind, der das Volk in Heerlager zu spalten droht, die sich feindlich gegenüberstehen und fremde Sprachen zu sprechen scheinen. Der jetzige Parteienkampf vor den Bundestagswahlen bietet dafür wieder viele betrübliche Beispiele. Die Frage ist also wohl berechtigt und der Prüfung wert, warum wir uns im politischen Leben so wenig verstehen und was geschehen könnte oder sollte, um der Parteizersplitterung und vor allem den parteipolitischen Gehässigkeiten entgegenzuwirken. Diese Frage ist ein Teil der nationalen Selbstbesinnung, der sich freilich die Völker im allgemeinen nur ungern zu unterziehen pflegen.

Ein Blick in die Geschichte aller Zeiten macht es offenbar, daß die Politik in sich vielen Zündstoff zu Mißverständnissen und Zwietracht birgt. So einfach es klingen mag, daß die Politik unter Wahrung der Gerechtigkeit für das Gemeinwohl zu sorgen hat, so leicht erheben sich Meinungsverschiedenheiten, in welcher konkreten Weise das Gemeinwohl erreicht und der durch die Gerechtigkeit geforderte Ausgleich bewirkt werden kann und soll. Das Objekt der Politik bietet dem Beurteiler sehr verschiedene Seiten; es ist überdies nicht ruhig und feststehend, sondern in ständiger Bewegung, immer neue Fragen aufwerfend und neue Aufgaben stellend, obgleich unter der Oberfläche der Veränderungen im tiefsten Grunde starke bleibende Triebkräfte die Richtung der Entwicklung bestimmen oder vorbereiten. Sowohl die Momente der Beharrung wie die des Fortschrittes fordern ihr Recht und finden ihre Vertreter. Ein weiter Bereich für Überlegungen, Entschlüsse und Arbeit, aber auch für Zweifel, Bedenken und Gegensätze tut sich auf.

Jedes Volk ist ein Teil der Menschheit und steht in vielfachen Beziehungen zu den anderen Völkern, die ihm nahe oder fern, wohlwollend oder feindlich sind. Seinen Weg unter den Völkern zu erkunden und zu wählen, ist Sache der Außenpolitik, die über so wichtige Dinge wie Handelsverträge, politische und militärische Bündnisse, Krieg und Frieden zu befinden hat, und zwar auf Grund von Kenntnissen und Berechnungen, die selten den Grad von Wahrscheinlichkeit überschreiten. Anlaß zu verschiedenen Meinungen und Ratschlägen ist also genug gegeben, besonders in Krisenzeiten. Da kann es geschehen, daß dieselbe Maßnahme mit guten Gründen dem einen als die Rettung, dem anderen als das Verderben des Staates erscheint und daß wegen der Undurchsichtigkeit der Lage und der Unsicherheit der Informationen keiner für die Richtigkeit seiner Auffassung, die ihm selbst vielleicht völlig einleuchtend ist, zwingende Beweise beibringen kann. Eine Verständigung will nicht gelingen, weil die Wirklichkeit, die einzig Klarheit schaffen könnte, von verschiedenem Standpunkt gesehen wird und darum

auch keine Einigkeit darüber besteht, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich und mit Aussicht auf Erfolg erstrebenswert ist. Dabei darf das subjektive Moment niemals außer acht gelassen werden, daß nämlich bei den einzelnen Menschen — die Staatsmänner nicht ausgenommen — Wissen und Erfahrung, Enge und Weite des Blicks und der Grad von Verantwortungsbewußtsein sehr verschieden sind und die Stellungnahme beeinflussen.

Ähnlich steht es um die Innenpolitik, an der das Volk meist mehr Anteil nimmt, weil von ihren Entscheidungen Verfassung und Verwaltung des Staates, die Leistung von Staatsdiensten, die Art der Besteuerung, Gewährung oder Verweigerung von Renten und die Verteilung der Ämter, der Macht- und Ehrenposten abhängen. Wie immer die Regelungen erfolgen mögen, ist es doch bei der Verwickeltheit der tatsächlichen oder personalen Umstände und bei der Beschränkung der staatlichen Mittel von vornherein ausgeschlossen, alle Wünsche und Forderungen zu erfüllen; der Gesetzgeber muß also zwischen den vorhandenen Möglichkeiten eine Wahl treffen, die selbst beim besten Willen neben den Vorteilen auf der einen Seite auch Nachteile auf der anderen enthält.

Weil somit die Politik in schicksalhafter Weise materiell und geistig in das Leben der Menschen eingreift, erklärt es sich ohne weiteres, daß sie selbst zu einem Feld der Spannungen zwischen den von ihr Betroffenen wird. Es ist daher naturgemäß, daß die Staatsbürger bestrebt sind, nach ihren jeweiligen Meinungen und Interessen auf die Gestaltung der Gesetze und die Führung der Staatsgeschäfte Einfluß zu gewinnen. Um aber ihren Forderungen mehr Nachdruck zu verschaffen, schließen sie sich, sofern die Staatsverfassung es gestattet, zu Gruppen und Parteien zusammen. Diese Parteien entfalten schönklingende Programme; sie behaupten alle, dem Gemeinwohl dienen oder gar ein ideales Reich der Gerechtigkeit aufrichten zu wollen. Aber da ihre Ziele und Wege entgegengesetzt sind, entbrennt zwischen ihnen der Kampf, der besonders in Notzeiten oder bei Entscheidungen von großer Tragweite sehr scharfe Formen annehmen kann. Wie aber die Menschen nun einmal sind, wird dieser an sich berechtigte Kampf nicht in gereifter Abgeklärtheit, sondern mit einer Leidenschaftlichkeit ausgefochten, die sich in dem Maße steigert, als nationale, weltanschauliche oder egoistische Rücksichten das Feuer schüren. Der Grund liegt nicht in dem Vorhandensein von Parteien, sondern in ihrem Mangel an Maßhalten. In einem freien Volk kann die Partei immer nur ein Teil des Volkes sein, aber der Teil mißversteht sich leicht als das Ganze; er vergißt seine Begrenztheit und seine Ergänzungsbedürftigkeit und wird damit ausschließlich und herrschsüchtig. Jeder Andersdenkende wird dann zum Volksfeind gestempelt, dem Einsicht oder guter Wille oder beides fehlt. So kommt es, daß Parteigeist gleichbedeutend wird mit engstirniger Unduldsamkeit, die, im Banne der eigenen Ansichten und Absichten befangen, den andern mit sei-

nen entgegengesetzten Bestrebungen nicht verstehen will und schließlich nicht verstehen kann.

Eben weil im Raume hart die Sachen sich stoßen und das Recht des einen mit dem Recht des andern streitet, wird es in der Politik immer Gegensätze und Mißverständnisse geben. Sie werden aber vermehrt und verschärft, wenn ein Volk schon von Natur aus in seinen Stämmen vielgestaltig und eigenwüchsig ist, dazu kraft seiner geographischen Lage und seiner geschichtlichen Entwicklung mit großen inneren und äußeren Schwierigkeiten zu ringen hat. Das ist nun in Deutschland im Übermaß der Fall. Es ist unser Reichtum, aber es ist auch unsere Not, daß wir — oft vor lauter Bäumen den Wald nicht sehend — so schwer zur Einheit finden können. Bezeichnend ist schon, daß unsere Sprache eine ganze Reihe von Worten hat, die alle in mannigfaltigen Abstufungen Zwietracht, Streit und Kampf bedeuten. Nach dem ersten Weltkrieg veröffentlichte diese Zeitschrift (Bd. 106, Februar/März 1924, S. 161—178) einen Aufsatz „Von den Ursachen deutscher Not“, der auch für heute gelten kann, nur daß seit damals noch die Fehlgeburt des Dritten Reiches hinzugekommen ist.

Deutschland ist eine bunte Musterkarte von Verschiedenheiten und demnach von kaum lösbaren Problemen, die sich oft bis zur Zerreißprobe steigern. Immer wieder wird uns vom Ausland gesagt, daß wir ein schwer zu verstehendes Volk seien und man sich stets fragen müsse, mit welchem Deutschland man es eigentlich jeweils zu tun habe. Im Grunde haben es die Deutschen schwer, sich selbst zu verstehen und sich den eigenen Landsleuten in ihrer eigenen Sprache verständlich zu machen. Ein ausgesprochener Hang zur Eigenbrötlerei treibt sie in die Vereinzelung, wo sie ungestört ihren Gedanken und Träumen nachspinnen können; er bewirkt, daß jeder in seinem Kreis bleibt, sich nur mit seinesgleichen trifft, nichts als das Echo seiner eigenen Meinung hört und kein Verlangen hat, eine andere zu hören oder gar sachlich zu würdigen. Wohl gibt es unter den Deutschen viele politische „Debatten“, aber sie sind keine Gespräche, die ineinandergreifen, sondern Fernbeschlüsse oder Monologe, in denen jeder seine Ansicht nochmals vorträgt. Auf ihren Verlauf läßt sich anwenden, was Goethe in seinen „Maximen und Reflexionen“ als Ergebnis unfruchtbarer Streitereien beklagt: „Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf die unsrige nicht achten.“ Solche „Debatten“ tragen nicht zur Verständigung bei, sondern vermehren die Verwirrung. Dabei ist der Umfang der Politik in Deutschland sehr weit gespannt, weil vieles, was anderswo der freien Vereinbarung oder dem Belieben der einzelnen überlassen bleibt, bei uns ausdrücklich geregelt werden muß — wo möglich grundsätzlich, gesetzlich und mit weltanschaulicher Begründung. Was aber geregelt werden soll, darüber wird auch gestritten, weil jeder gern seinen Kopf gegen die anderen durchsetzen möchte. (Es genügt, z. B. die Frage des Ladenschlusses am Samstagnachmittag anzurühren, um die Gemüter

aufs äußerste zu entzweien und bis zu Straßenkrawallen zu erhitzen.) Dazu kommt, daß bei politischen Debatten der Deutsche mit dem Brustton der Überzeugung zu sprechen pflegt und sich so ungemein wichtig nimmt, daß nur selten ein Strahl erquickenden Humors das finstere Gewölk durchdringt. Jeder Zweifel an der Richtigkeit und Ernsthaftigkeit seiner Ausführungen wird einer tödlichen Beleidigung gleich erachtet und mit Entrüstung zurückgewiesen.

Kann der Deutsche durch Rechthaberei und Empfindlichkeit schon in eigener privater Sache Erhebliches leisten, so wird das doch weit überboten, wenn es um die eigene politische Partei geht. Die Unfehlbarkeit des Papstes ist eine harmlose Sache im Vergleich mit der Unfehlbarkeit der Partei. Die Partei hat alles richtig vorausgesehen, immer die richtigen Entscheidungen getroffen und ist ihrem Programm oder ihren Versprechungen immer treu geblieben. Hindernisse gingen immer von dem Unverstand der anderen aus. Auf die Ehre der eigenen Partei darf kein Stäubchen fallen. Kleinliche Rechthaberei und krankhafte Empfindlichkeit führen in den Parlamenten immer wieder zu hitzigen Streitreden, wodurch kostbare Zeit vergeudet wird und die Gegensätze nur verschärft werden. Die Versuche, auch bei offensichtlichen Zickzackkurven die Gradlinigkeit der Partei nachzuweisen, grenzen oft ans Lächerliche und schädigen in Wirklichkeit das Ansehen der Partei. Denn kein vernünftiger Mensch erwartet von einer politischen Partei Unfehlbarkeit. Jeder Urteilsfähige ist zufrieden, wenn sie bei der Überfülle schwieriger Aufgaben sich redlich bemüht, jeweils eine annehmbare Lösung zu finden. Es wird zu wenig bedacht, daß es durchaus ehrenwert ist, seiner Irrtumsfähigkeit bewußt zu sein und je nachdem seine Ansicht zu ändern, wenn die Verhältnisse sich geändert haben und neue Erkenntnisse neue Entscheidungen notwendig machen.

Nach alledem ist es nicht verwunderlich, welch ein Herd von Mißverständnissen die Politik für den Deutschen ist, der so leicht den Affekt einsetzt, wo er seinen Verstand gebrauchen sollte. Deshalb ist die Politik das Handwerk, zu dem er nur geringe Begabung mitbringt. Denn sie setzt psychologische Einfühlung in das Denken der anderen und kluges Abwägen der entgegenstehenden Bestrebungen voraus; sie fordert die Fähigkeit und die Geneigtheit zu dem, was man mit einem Fremdwort Kompromiß nennt — ein Wort, das vielen „aufrechten“ Deutschen geradezu ein Greuel ist. In der Politik muß man warten, sehen und hören können. Das aber kostet den Deutschen viel Überwindung. Wer gelegentlich an „großen“ Tagen die Radio-Übertragung aus dem Bundestag eingeschaltet hat, wird sich erinnern, wie bei dem Lärm der Zwischenrufe und des Gemurmels die Redner immer wieder darum bitten mußten, man möge sie doch wenigstens ruhig anhören. Es ist also nicht einmal die erste Vorbedingung einer Verständigung erfüllt, daß man nämlich die Meinung des andern zur Kenntnis nimmt. Es sei denn, daß man von vornherein auf Verständigung verzichtet und einander als Phonographen betrachtet, die eine längst bekannte Platte wiederholen. Bedarf

es da noch einer Antwort, warum wir einander so wenig verstehen? Ist dieses Nichthörenkönnen aber nicht überhaupt ein höchst bedenkliches Kennzeichen unserer Gegenwart, die im gleichen Maße die Kunst der Verständigung verloren hat, als sich die technischen Mittel des Gedankenaustausches in erstaunlichster Weise vermehrt haben? Schon 1878 hat Nietzsche (Menschliches, Allzumenschliches I n. 282) geschrieben: „Weil Zeit zum Denken und Ruhe im Denken fehlt, so erwägt man abweichende Ansichten nicht mehr: man begnügt sich, sie zu hassen. Bei der ungeheuren Beschleunigung des Lebens wird Geist und Auge an ein halbes oder falsches Sehen und Urteilen gewöhnt, und jedermann gleicht den Reisenden, welche Land und Volk von der Eisenbahn aus kennenlernen. Selbständige und vorsichtige Haltung der Erkenntnis schätzt man beinahe als eine Art Verrücktheit ab.“ Eine Besserung ist in dieser Hinsicht seitdem sicher nicht eingetreten. Ohne ernstes Ringen um die Erkenntnis dessen, was der andere denkt und will, ist aber ein gegenseitiges Verstehen nicht möglich und Zerrbilder werden dann notwendig an die Stelle der Wirklichkeit treten.

Eine trübe Quelle des Mißverstehens ist heute in unserem Volk die außerordentliche Not, die in vielen Millionen von Heimatlosen und Kriegsgeschädigten noch immer fort dauert und den Gegensatz zwischen arm und reich bis zur Unerträglichkeit verschärft hat. Wer in ruhigem Besitz ist, kann sich nur schwer in die materielle und seelische Lage dessen hineindenken, der alles verloren hat und einsam dasteht, wie der Gesunde oft teilnahmslos dem Kranken begegnet. Dem Notleidenden aber naht sich in den bitteren Stunden der Verlassenheit gar leicht der Argwohn, daß die anderen — die „Satten“ — kein Herz für ihn haben und ihm nicht helfen wollen.

Von großer Bedeutung ist auch die Haltung der Presse (im weitesten Sinne), die vielfach im einseitigen Dienst von Parteien und Interessengruppen steht und das, was für die Sache der anderen spricht, verschweigt oder nur lückenhaft, wenn nicht gar entstellend wiedergibt. Viele Zeitungen fürchten, durch ausgleichende, versöhnliche Darstellungen ihre Leser zu langweilen und dadurch ihren Absatz zu gefährden; denn unsere nervös überreizte Zeit will Spannung und Sensation. So wird z. B. über die sachliche Arbeit der Parlamente — sie ist trotz allem beträchtlich — meist nur kurz berichtet, während scharfe Zusammenstöße zwischen den Parteien ein begierig aufgegriffenes und breit behandeltes Thema sind.

Eine wahre Pest des öffentlichen Lebens, die viel zur Verwirrung und Vergiftung der Geister beiträgt, ist endlich der politische Snobismus. Er setzt weder Sachkenntnis noch ernsthafte Bemühung voraus, um die Fragen unserer Notzeit zu klären, zu lösen oder zu mildern; er begnügt sich damit, alles, was geschieht oder versucht wird, von oben herab mit hämischen Bemerkungen abzutun und die aktiv tätigen Politiker als Schildbürger oder Idioten hinzustellen. Da heute in weiten Kreisen Unzufriedenheit und offene oder verkappte Rachegefühle herrschen, finden die oft rede- oder schreibgewandten Vertreter des Snobismus leicht Anklang und wissen sich durch

ihre Kritisiert- und Klatschsucht den Anschein politischer Reife und Überlegenheit zu geben. Aber sie sind nichts als Schmarotzer der politischen Zerrissenheit, die sich einen Beruf oder ein Geschäft daraus machen, in unserem für negative Eindrücke ohnedies anfälligen Volke die Uninteressiertheit an den politischen Vorgängen, ja die nihilistische Schadenfreude am Schiefgehen zu verbreiten.

Auf zwei Grundursachen des Mißverstehens, das unser Volk durchzieht, sei noch besonders hingewiesen: auf die soziale und die konfessionelle Spannung. Beide bestehen schon seit langer Zeit und haben sich verhängnisvoll ausgewirkt, sind aber heute an einem Punkt angelangt, wo ihre Überwindung — wenigstens in ihrer bisherigen schroffen Form — durch ein vertieftes Verstehen möglich und erstrebenswert erscheint.

Die soziale Spannung betrifft die Spaltung zwischen dem sozialistischen und dem „bürgerlichen“ Lager, die trotz aller gelehrten Untersuchungen und sozialen Reformen selbst die gewaltigen Umwälzungen zweier Weltkriege überdauert hat. Was im Anfang der industriellen Entwicklung durch Irrtum und Schuld versäumt wurde, ist bis heute nicht nachgeholt worden. Das soziale Problem wurde nicht rechtzeitig erkannt und darum nicht richtig angepackt. Die Maschine und die Gier nach „Profit“ waren mächtiger als die Rücksicht auf den Menschen und führten zu einem Kampf auf Leben und Tod zwischen Kapital und Arbeit — ein Kampf, der nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine geistige Gegensatzhaltung einschloß und einschließt. Das „Proletariat“, gedacht als die Zusammenfassung aller „besitzlosen“ Arbeitnehmer, fand seinen Propheten in Karl Marx, der zwischen Kapital und Arbeit einen notwendigen, unversöhnlichen Gegensatz behauptete und dadurch zum Vater nicht nur des Klassenkampfes, sondern auch des Klassenhasses wurde. Jeder Arbeitgeber mußte nach dieser Lehre, deren Richtigkeit wie ein unumstößliches Dogma galt, als verabscheuungswürdiger Feind der Arbeiterschaft angesehen und behandelt werden. Wohl haben die helleren Köpfe unter den Sozialisten die grundlegenden Theorien und Vorhersagungen von Karl Marx längst als irrig erkannt, wie sie ja auch durch die nachfolgende Entwicklung als falsch entlarvt wurden, aber in der Agitation der Sozialisten vor den Massen müssen immer noch die alten Ladenhüter herhalten von der Ausbeutung der Arbeiter, von der Notwendigkeit des Klassenkampfes und der schließlichen „Expropriation der Expropriateure“, die dann für immer aller Ausbeutung ein Ende bereiten werde, auch von der Religion als Opium für das Volk und von der Kirche als der Parteigängerin des Kapitals. Und doch hat das bolschewistische Beispiel inzwischen aller Welt gezeigt, daß selbst der ärgste Kapitalist ein harmloser Menschenfreund ist gegenüber dem totalitären Staat, der als unumschränkter Arbeitgeber völlige Versklavung des Proletariats bedeutet. Das soziale Problem kann durch Klassenkampf wohl verschärft, aber nur durch ein besseres gegenseitiges Verstehen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwi-

schen Kopf und Hand gelöst werden. Ganz allmählich dämmert die Erkenntnis, daß der Weg des Marxismus ein großer Irrweg war, und daß die Rettung aus den zweifellos bestehenden Mißständen in der wirtschaftlichen Organisation nur kommen kann, wenn sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer ehrlich in die Augen schauen, jeder des andern Lage erkennt und seine Rechte achtet und beide nach ihren verschiedenen, aber unentbehrlichen Fähigkeiten sich zu gemeinsamem Werk verbünden.

Die konfessionelle Spaltung hat nicht nur die Religion und Kultur, sondern auch die Politik und die Geschichte des deutschen Volkes bestimmt. Sie beeinträchtigt noch heute das öffentliche Leben in nachdrücklichster Weise, weil vieles sich in protestantischer Schau anders ausnimmt als in katholischer und obendrein die konfessionellen Gegensätze selbst in Dinge hineingetragen werden, die weit jenseits der Glaubensunterschiede liegen. Nach wie vor besteht auch noch zwischen den getrennten Konfessionen eine tiefgehende Fremdheit, deren Tatsächlichkeit und Überwindung in dieser Zeitschrift (Bd. 130, Okt. 1935, S. 19—31 und Sept. 1936, S. 528—540) behandelt wurden. Fremdheit auf einem so wichtigen, umfassenden und praktischen Gebiet bedeutet aber notwendig viel Mißverstehen, und das läßt sich nicht in kurzer Zeit beheben. Zwar hat sich das äußere Verhältnis der Konfessionen in vieler Hinsicht gebessert. Katholiken und Protestanten betrachten und beschimpfen einander nicht mehr, wie einst im 16. und 17. Jahrhundert, als Teufelskerle und Ausgeburten der Hölle. Man kann wohl sagen, daß sich — als Frucht der gemeinsamen Not und Bedrohung — ganz langsam ein besseres Verstehen anbahnt. Aber die seit alters herkömmliche Gegensatzhaltung, die im Unterscheidenden das Entscheidende sieht, ist noch lange nicht geschwunden. Fehler werden hüben und drüben begangen und lassen sich nicht ganz vermeiden. Oft genügt ein kleiner, an sich geringfügiger Vorgang, um „böses Blut“ zu machen und einen Rückfall in die unfruchtbare Polemik zu bewirken.

Soll also das gegenseitige Verhältnis sich weiterhin friedlich gestalten und im politischen Raum eine ungestörte Zusammenarbeit gewährleisten, dann müssen Protestanten und Katholiken gleichsam einen sechsten Sinn entfalten, der sofort wach wird, wenn die konfessionelle Gefahrenzone in die Nähe rückt. Klugheit und Liebe gestatten keine Gedankenlosigkeit und lassen es ratsam erscheinen, nicht nur auf die religiösen Glaubensüberzeugungen, sondern auch auf die religiösen Gefühle und Empfindlichkeiten der andern ständig Rücksicht zu nehmen. Aus der Vergangenheit stammende Belastungen spielen dabei eine große Rolle, auch schroffe Formulierungen, die den Gegensätzen einen unnötig überspitzten Ausdruck geben. Man muß also um die „wunden Punkte“ Bescheid wissen. Da Mißverstehen mit Mißtrauen eng verwandt ist, sollten z. B. die Katholiken immer mit dem bei vielen Protestanten zäh haftenden Argwohn rechnen, daß die Katholiken nicht aufrichtig, sondern falsch seien und man sich durch ihre für das Schaulfenster bestimmten versöhnlichen Äußerungen gegenüber den Protestanten



nicht täuschen lassen dürfe. Solches Mißtrauen kann nur durch immer erneuertes gutes Beispiel überwunden werden. Das Bestreben muß beiderseits bewußt dahin gehen, durch ehrliche Aussprache in vertrautem Kreis überkommene oder neue entstehende Spannungen zu beseitigen und den gegensätzlichen Einfluß der Glaubensunterschiede auf das öffentliche Leben nach Möglichkeit zu verringern.

Da aber heute die Christen allgemein in einem harten Verteidigungskampfe stehen und leicht in eine aussichtslose Minderheit gedrängt werden, sollte es ihr Bemühen sein, nicht nur untereinander sich zusammenschließen, sondern darüber hinaus auch bei ihren nichtgläubigen Mitbürgern um Verständnis und Mitarbeit zu werben. Daher seien hier der Vergessenheit die Worte Leos XIII. entrissen, die er in einer für die Franzosen kritischen Stunde geschrieben hat. Der Papst erinnerte in einem Brief vom 22. Juni 1892 an den Bischof Fava von Grenoble (*Acta Sanctae Sedis* 25, 1892/93, 69) an „eine praktische Regel, die man nicht aus den Augen lassen darf und die den Katholiken einen Weitblick verleiht, der für sie ganz bezeichnend ist. Wir wollen damit sagen: Bei aller Treue zu den Dogmen und bei aller Ablehnung jedes Kompromisses mit dem Irrtum ist es doch Sache der christlichen Klugheit, bei der Erstrebung des Guten, sei es in individueller oder besonders sozialer Art, die Mitarbeit aller, die es ehrlich meinen, nicht abzuweisen, oder besser gesagt, sie für sich zu gewinnen. Die große Mehrzahl der Franzosen ist katholisch. Aber auch unter denen, die dieses Glück nicht haben, bewahren viele trotz allem einen Fonds von gesundem Urteil, eine gewisse Rechtlichkeit, die man den Sinn einer von Natur aus christlichen Seele nennen kann. Nun gibt ihnen aber dieser hohe Sinn mit der Hinneigung zum Guten die Fähigkeit, es zu verwirklichen, und mehr als einmal dient ihnen diese Seelenverfassung, diese edelmütige Mitarbeit als Vorbereitung, um die christliche Wahrheit recht zu schätzen und anzunehmen . . . Wenn alle sich über die Parteien erheben und ihre Kräfte vereinigen, die ehrlichen Menschen mit ihrem rechtlichen Sinn und ihrem geraden Herzen, die Gläubigen mit den Hilfsmitteln ihres Glaubens, die Männer von Erfahrung mit ihrer Weisheit, die Jugend mit ihrem Wagemut, die vornehmen Familien mit ihrem Edelsinn und ihrem guten Beispiel, dann wird das Volk endlich begreifen, wo seine wahren Freunde sind.“ So soll — ganz im Gegensatz zu einer weitverbreiteten Auffassung — gerade von den überzeugten Christen eine Kraft der Verständigung und der Vereinigung ausgehen, die alle sammelt, die es gut und aufrichtig meinen und nicht sich, sondern wirklich das Gemeinwohl suchen.

Angesichts des politischen Wirrwarrs in Deutschland erwächst den christlichen Kirchen die hohe Aufgabe, durch grundsätzliche Klärung und versöhnliche Sprache mäßigend zu wirken, indem sie über dem Trennenden das Gemeinsame betonen und in die erregten Streitreden der Parteien etwas von der Weite und der umfassenden Liebe hineinbringen, die das Christentum

auszeichnen. Und wenn Vertreter der Kirche zu politischen Fragen Stellung nehmen, dann sollten sie sich wohl hüten, durch Heftigkeit und scharfe Formulierungen, die sich als Schlagworte dem Gedächtnis einprägen und oft arglos von Mund zu Mund wandern, den politischen Leidenschaften neuen Zündstoff zu liefern. Denn der Gott, in dessen Dienst sie stehen, ist ein Gott des Friedens und seine Boten sollen Boten des Friedens sein. Ja die Glaubensspaltung sollte für Protestanten und Katholiken zum Antrieb werden, dem deutschen Volke in einem echt christlichen Beispiel vorzuleben, wie charaktervolle Vertretung der eigenen Überzeugung mit steter Rücksicht auf das Gesamtwohl und die Rechte der andern vereinbar ist und nach allen Seiten segensreich wirkt.

## Zeitbericht

Entwicklung der katholischen Einrichtungen in den Vereinigten Staaten — Werbung für Priesterberufe in England — Warum schwindet der Einfluß des Dorfschullehrers? — Grundlagenforschung in der Physik — Auswandererprobleme — Die ersten Martyrer der Kirche von Kenia — Arbeit für das gute Buch — Die Sowjetisierung der mitteldeutschen Universitäten seit 1945

*Entwicklung der katholischen Einrichtungen in den Vereinigten Staaten.* Im *Osservatore Romano* vom 18. Juni 1953 Nr. 39 S. 3 finden wir folgende Statistik über den Fortschritt des Katholizismus in Nordamerika.

	1942	1947	1952
Pfarreien	13315	14742	15653
Priester	36580	40742	44459
Seminaristen	17545	23135	30896
Ordensfrauen	?	140563	156696
Universitäten und Kollegien	207	216	233
Studenten in diesen Anstalten	116500	175120	204937
Mittelschulen	2071	2432	2440
Schüler dieser Mittelschulen	384588	402967	558491
Volksschulen	7701	8165	8898
Schüler der Volksschulen	2065198	2186565	2776856
Schüler, die nur Religionsunterricht haben	?	1385000	1545000
Krankenhäuser	629	705	772
Betten in diesen Krankenhäusern	69537	90222	117033
Sanatorien	95	104	117
Betten in diesen Sanatorien	7852	8928	10141
Eheschließungen	?	345572	319846
Kindertaufen	?	834942	1018304
Erwachsene Konvertiten	82087	100628	116838
Begräbnisse	?	258598	276197
Katholiken	22556242	25268173	29407520

*Werbung für Priesterberufe in England.* The Tablet, London, veröffentlicht unter dem 15. Juni 1953 ein gemeinsames Hirtenwort von Kardinal Griffin und den fünf anderen Bischöfen der Kirchenprovinz Westminster, das sich mit dem Problem des Priester- und Ordensnachwuchses befaßt. Danach lassen auch in der